

# Der kleine Bund

## «Das macht die Stadt eintönig»

**Architektur in Bern** Nach der Diskussion um das Burgernziel ist die Stadtpsychologin Alice Hollenstein überzeugt, dass schöner gebaut werden muss. Sie fordert, dass die Gemeinden Verantwortung übernehmen.

Jessica King

### Frau Hollenstein – wie gefällt Ihnen die Siedlung Burgernziel in Bern?

Na ja. Das Burgernziel gehört für mich zur Kilometerarchitektur. So nenne ich es, wenn die Fassade über eine lange Distanz durchgezogen ist. Solche Gebäude machen ein Stadtbild eintönig, und eigentlich sind Städte auch kleinformatiger entstanden. Studien zeigen jedenfalls, dass es Menschen besser gefällt, wenn ein Gebäude unterteilt ist.

### Was stört Menschen sonst an Gebäuden?

Monotone Überbauungen in monotonen Farben. Sowie alle Fassaden, die ausser Löcher für Fenster und Türen keine anderen gestalterischen Details aufweisen. Aber auch Befremdendes, Extravagantes kann stören.

### Wenn die Menschen solche Flachdachsiedlungen hässlich finden – warum hat es so viele davon in der Schweiz?

Das hat rechtliche und ökonomische Gründe. Im Baugesetz wird für jedes Grundstück definiert, was die maximale Gebäudehöhe ist, sowie teilweise auch, wie viele Quadratmeter genutzt werden dürfen. Das führt dann zu solchen Kästen. Denn niemand ist bereit, ein schöneres Dach zu bauen und dafür auf Fläche zu verzichten, die sie vermieten können.

### Die Immobilienunternehmen wollen ihren Profit maximieren?

Genau. Und das Problem fängt bereits beim Kauf an. Der Preis eines Grundstücks wird meistens in der Annahme berechnet, dass es voll ausgenutzt wird. Wenn im Bieterverfahren aber ein Bauherr teilnimmt, der eine tolle Dachlandschaft gestalten will und dadurch weniger Quadratmeter vermieten kann, wird er für das Grundstück weniger zahlen können. Und dadurch oft im Bieterverfahren verlieren.

### Welche Art Architektur finden denn Menschen überhaupt schön?

Bei Hässlichkeit ist die Meinung homogener, aber auch bei Schönheit gibt es gewisse Präferenzen, die sehr häufig sind. Etwa, dass den Menschen Vertrautes besser gefällt. Zudem mögen sie Details und Verzierungen wie Bogen, Ornamente oder Backsteine lieber als monotone Gebäude. Häuser aus der Gründerzeit des Jugendstils schneiden immer sehr gut ab.

### Warum ist das so?

Das wurde bisher leider noch wenig untersucht. Es ist möglich, dass die Leute mit verzierten und vielfältigen Häusern Reichtum assoziieren und sie deswegen schön finden. Eintönige Häuser hingegen verbinden sie mit Armut und empfinden sie deswegen als hässlich. Es kann aber auch sein, dass eine gewisse Präferenz angeboren ist.

### Gehen die Vorstellungen von Schönheit bei Architektinnen und Laien auseinander?



Die Fassade der Überbauung Burgernziel wirkt monoton. Foto: Adrian Moser



Von Laien sowie Expertinnen und Experten gelobt wurde die Siedlung Huebergass auf der ehemaligen Warmbächli-Brache. Foto: Raphael Moser

## «Ich merke, dass eine neue Generation heranwächst, die vielfältigere Gebäude entwirft.»

Relativ stark sogar. Denn das Wissen hat einen starken Einfluss auf das Schönheitsempfinden. Wenn ich weiss, dass ein Wein besonders hergestellt wurde, schmeckt er auch besser. Dasselbe geschieht in der Architektur. Weil Expertinnen und Experten mehr wissen, nehmen sie Gebäude anders wahr und achten auf andere Sachen als Laien: Aus welchem Material ist die Fassade? Wie nachhaltig ist das Material? Mit zunehmendem Wissen schätzen wir zudem das Abstrakte mehr – Gebäude werden schlichter. Das sieht man auch in der Kunst oder Musik.

### Inwiefern?

Laien sprechen stark auf Harmonie, Vertrautheit und Ordnung an – und mögen deshalb tenden-

ziell lieber Mozart als Jazz. Expertinnen empfinden solche Kunst aber teilweise als banal, weil sie sie zu oft gesehen haben. Ich nenne das den Golden-Retriever-Effekt.

### Wie bitte?

Der Golden Retriever entspricht bezüglich Ohren, Farbe oder Grösse dem Durchschnitt aller Hunde und wirkt deshalb so gefällig auf uns. Rassen, die etwas extremer sind, gefallen zwar den einen, den anderen aber nicht. Auf die Architektur bezogen wäre es aber auch schade, wenn wir nur noch Golden-Retriever-Häuser bauen würden – es braucht ab und zu auch einen Boxer oder einen Pudel. Alles andere wäre langweilig.

**Früher wurden aber, so scheint es, mehr Golden Retrievers gebaut. Also Häuser, die dem Geschmack der Mehrheit entsprachen.**

Ja, früher gab es definitiv viel mehr Details an Gebäuden. Mit der Moderne entstand aber die Auffassung, dass Verzierungen nur ablenken und deshalb wegmüssen. Sie wurden als nicht echt empfunden. Angefangen hat diese Wende mit dem Aufsatz



Dieser Bau am Falkenplatz, wo die Berner Fachhochschule Büros hat, zeigt Elemente von Jugendstil-Häusern. Foto: Franziska Rothenbühler

«Ornament als Verbrechen», den der österreichische Architekt Adolf Loos 1908 schrieb. Aber insgesamt war dieser Trend ein schleicher Prozess – angefangen auch von weiteren Grössen wie Le Corbusier.

### War es den Architektinnen und Architekten denn egal, dass Leute lieber Verzierungen an ihren Häusern sehen?

Nun ja, in der Ästhetikforschung gibt es zwei Philosophien. Einerseits die Überzeugung, dass sich eine geistige Elite mit der Ästhetik befassen und dem Volk beibringen soll, was Schönheit ist. Und andererseits der Ansatz, der von der Psychologie her kommt: Architektinnen und Architekten sollen herausfinden, was die Menschen schön finden und was sie glücklich macht. Und dann solche Gebäude entwerfen.

### Welcher Überzeugung sind Sie?

Ich gebe zu: Als ich begonnen hatte, in den immobilienwirtschaftlichen Weiterbildungen der Universität Zürich zu unterrichten, war ich in der Vorlesung härter und sagte den Studierenden: «Es geht doch nicht, dass ihr Gebäude baut, die Menschen hässlich finden.» Aber dann habe

ich mir die Perspektive der Architektinnen und Architekten angehört, was mich zum Nachdenken gebracht hat. Heute glaube ich, dass es beides braucht. Architektinnen und Architekten dürfen nicht sagen, der Geschmack der Leute sei ihnen egal.

### Zur Person



Alice Hollenstein ist Stadtpsychologin und hat das Unternehmen Urban Psychology gegründet, zudem ist sie Co-Geschäftsführerin des Center for Urban & Real Estate Management Curem der Universität Zürich. Ihr Fokus ist die Frage, wie sich Immobilien, Quartiere und Städte menschenfreundlich entwickeln können. Sie hat Psychologie, Umweltwissenschaften und Ökonomie studiert. (jek)

Und gleichzeitig tut es Laien gut, ihre Wahrnehmung zu schulen.

### Ist es überhaupt möglich, Gebäude zu bauen, die beiden Gruppen gefallen?

Durchaus. Wir haben eine Umfrage gemacht zu verschiedenen aktuellen Projekten in der Schweiz. Abgefragt haben wir sowohl die Leserinnen und Leser der Architekturzeitschrift «Hochparterre» als auch der Zeitung «20 Minuten». Ein Projekt, das von allen als schön empfunden wurde, war beispielsweise die Huebergass-Siedlung in Bern.

### Was macht denn eine Siedlung wie die Huebergass wohnlicher für die Menschen?

Ganz wichtig ist die Frage: Wie sieht die Siedlung auf Augenhöhe aus? Häufig wird ein Projekt mit Modellen aus der Vogelperspektive und in einem Massstab von 1 zu 100 geplant. So fehlt aber das menschliche Mass. Unser Genick ist so gebaut, dass wir nicht gut nach oben schauen können, sondern eher nach unten. Das bedeutet, dass die unteren zwei Meter sehr entscheidend für die Schönheit eines Gebäudes sind – genau diese werden aber oft bei der Planung vernachlässigt.

### Wie bedeutend ist es überhaupt für Menschen, dass Gebäude um sie herum ansprechend sind?

Sehr. Man weiss aus Untersuchungen, dass Schönheit oder Hässlichkeit unmittelbare Auswirkungen auf uns haben. Gefällt uns unsere Wohnumgebung, schüttet das Gehirn Glückshormone aus. Diese wirken euphorisierend bis schmerzstillend. Wenn wir merken, dass unsere Umwelt fürsorglich erstellt wird, fühlen wir uns auch geborgener auf der Welt – und tragen ihr mehr Sorge.

### Sie sind selber Jurorin bei Architekturwettbewerben. Spielt der allgemeine Geschmack eine Rolle bei der Auswahl des Siegerprojektes?

Immer mehr. Ich merke, dass eine neue Generation heranwächst, die vielfältigere Gebäude entwirft. Sie beziehen auch mehr den menschlichen Massstab mit ein. Ein Beispiel ist die Siedlung Buchegg in Zürich – da sieht man gut, wie bei der Fassade gespielt wurde. Die ästhetische Psychologie hat also definitiv an Bedeutung gewonnen. Aber meine Einwände sorgen ehrlich gesagt immer noch für teils heftige Diskussionen (lacht).

### Was müsste sonst getan werden, um diese Entwicklung zu fördern?

Ich glaube, die Gemeinden sollten mehr Verantwortung tragen.

### Inwiefern?

Grundstücke gehen oftmals an den Meistbietenden. Wenn aber die Gemeinde von Anfang an etwa einen Gestaltungsbeirat hätte, der das Gebäude auch aus optischer Sicht genehmigen muss, kann sie auch Qualität einfordern. Dann wissen alle, die für das Grundstück bieten, dass sie das Aussehen der Gebäude einkalkulieren müssen.